

Bildung braucht Gemeinsamkeit – Bildung braucht Jede

Dr. Jürgen Frank, Leiter der Abteilung "Bildung" im Kirchenamt der EKD

Vortrag am Sonntag, 22. November 2009, 10.00-10.30 Uhr, bei der 8. Pädagogischen Konferenz "Bildungsgerechtigkeit als Auftrag der Schule - Zumutung und Chance" (20. – 22. November 2009, Katholische Akademie Lingen)



I. Ich verorte mich im Programm

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

zunächst will ich versuchen, mich im Programm zu verorten. Das ist unumgänglich. Anschließend habe ich vor, drei Denkschritte mit Ihnen zu gehen.

„Bildung braucht Gemeinsamkeit – Bildung braucht Jede“, meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, eigentlich sollte ich ja zu einem anderen Thema reden, dem Tempi-Thema nämlich, „Bildung im Zeitalter der Beschleunigung“ – immer noch aktuell? Das leuchtete mir ein. Eckart Nordhofen, mein katholischer Tandempartner im Sekretariat der Bischofskonferenz, und ich waren Veranstalter jenes Bildungskongresses der beiden Kirchen, damals, November 2000 in Berlin. Als Partner im ökumenischen Dialog ist Andreas Verhülsdonk mir nicht nur vertraut, er ist mir sehr willkommen.

Doch nun ist alles anders. Nicht nur zu einem anderen Thema, auch zu einer anderen Zeit soll ich nun reden. Da mir niemand dieses Rätsel löste, was blieb mir anderes übrig, als den geheimen Lehrplan der 8. Pädagogischen Konferenz zu entschlüsseln. In Berlin, vor genau 9 Jahren, haben wir den Sabbat damals gegen den Totalitarismus der Ökonomie gesetzt. Sabbat, also Samstag, das war gestern. Samstag kommt vor Sonntag. Andreas Verhülsdonk mit dem samstäglichem Part kommt vor Jürgen Frank. Ist mein Part der sonntägliche Part? Ist das der geheime Lehrplan dieser Konferenz. Was also erwartet man von meinem Beitrag, heute, Sonntagmorgen, 10:00 Uhr, traditionelle Gottesdienstzeit im Protestantismus?

Wollte man mit der Platzierung auf Sonntag 10:00 Uhr einen Mechanismus in Bewegung setzen, reflexartig sozusagen. Hat man darauf spekuliert, dass ich in einer anderen Phase meines Lebens Gemeindepfarrer war und auf 10:00 Gottesdienstgeläut sozusagen konditioniert bin. Das ist ja fast unentrinnbar, denn im Anschluss an die Pfarramtszeit war ich Studienleiter für Predigtkunst am Predigerseminar der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Meine Festigungsphase im Predigthandwerk dann als Direktor des Kassler Pädagogisch Theologischen Instituts. So will es das Pfarrerdienstgesetz: Predigen ist Pflicht. Zusammengenommen sind das mehr als 20 Jahre. Das bleibt, das schüttelt man nicht einfach ab.

Darum mein Vorschlag: Ich kombiniere heute Morgen für meinen Beitrag zwei Modelle der Predigtkunst. Das eine Modell folgt ganz dem breiten Traditionsstrom protestantischer Kanzelrede. Das andere Modell folgt dem, unter anderem von Dorothee Sölle, entwickelten Köllner Politischen Nachtgebet. Ich setze ein beim

Köllner politischen Nachtgebet. Es gibt mir die Schrittfolge vor. Das Köllner politische Nachtgebet geht drei Schritte. Es setzt ein bei der Information, schreitet voran zur Mediation und läuft hinaus auf die Aktion. Beginnen wir also mit der Information:

II. Information

In der Medienberichterstattung der vergangenen Tage überlagerten sich zwei Themen: nämlich der bevorstehende **Klimagipfel** in Kopenhagen und die **Protestaktionen** der Schüler und Studenten in deutschen Städten. Klimakrise und Bildungskrise, Treibhauseffekt und Erderwärmung hier, G8-Kompression und Bachelor-Master-Zwangskanalisierung dort. Aber was hat das eine mit dem anderen zu tun? Und vor allem, wie reimt sich das auf das Thema: Bildung braucht Gemeinsamkeit – Bildung braucht Jede

Legt man die Strukturmuster der Konfliktlagen übereinander, wird es deutlich erkennbar: Die Klimakrise und die Bildungskrise, beide wurzeln in einer Demokratiekrisis. So gesehen, stehen wir in der Verantwortung und bleiben darum auch nicht ungeschoren. Denn die Demokratiekrisis fordert jeden. Nicht nur Bildung braucht jede und jeden. Auch die Demokratie braucht jede und jeden. Da es bekanntermaßen nicht möglich **nicht** zu kommunizieren, ist es ebenso unmöglich, sich **nicht** zu verhalten. Selbst wer sich tot stellt im Demokratiezusammenspiel in Kirche und Gesellschaft, den wird spätestens die göttliche Posaune in seiner Gewissensruhe stören: „Mensch, wo bist du, Adam?“

Ich folge Al Gore zum Thema Klima uneingeschränkt, wenn er sagt: „Um die Klimakrise zu lösen, müssen wir zunächst die demokratische Krise lösen“. Ob Sie mir folgen können, wenn ich sage: „Um die Bildungskrise zu lösen, müssen wir zunächst die demokratische Krise lösen.“ Klimakrise, Bildungskrise, Demokratiekrisis vielleicht etwas üppig vielleicht für eine halbe Stunde Zeit heute Morgen. Aber dieser Dreiklang ist kein Ablenkungsmanöver. Denn ungeschminkt und knapp gesagt: Die demokratische Krise im Blick auf die Klimakatastrophe besteht in der Feigheit der Politik und ihrem Einknicken vor den überwältigenden Gegeninteressen. Ungeschminkt und knapp gesagt, besteht die demokratische Krise im Blick auf die Bildungskatastrophe in der Feigheit der Politik vor dem Egoismus einer Zweiklassengesellschaft und ihrem Einknicken vor den Gegeninteressen jener Privilegierten, die „Deutschland ruinieren“, so Karl Lauterbach, Sozialexperte der SPD, im Untertitel seines Buches „Der Zweiklassenstaat“.

Nicht nur die internationalen Bildungsstudien, auch die regelmäßig gemeinsam von Bund und Ländern vorgelegten Bildungsberichte finden in der Regel ein nahezu gleichbleibend deprimierendes Presseecho. So titelte schon 2006 die Süddeutsche Zeitung exemplarisch auch für die folgenden Jahre: „Das planmäßige Scheitern: frühe Auslese, geringe Durchlässigkeit, zahlreiche Abbrecher; zu viele Schüler bleiben auf der Strecke“. Das deutsche Schulsystem entlässt nach wie vor Schulabgänger, die zu einem hohen Anteil weder auf einen erfolgreichen beruflichen Weg noch auf das Leben vorbereitet sind. Unverändert verlassen zehn Prozent der Jugendlichen eines Jahrgangs die Schule ohne jeglichen Abschluss. Und das ist nur der Start. Wer hier verloren geht, hat auch später kaum noch Chancen. Es gehört zu den bedrückenden Erkenntnissen, dass auch die diversen Hilfssysteme im Bildungsbereich diese Schere selten schließen. „Kurz, ein Großteil eines jeden

Jahrgangs nimmt aus der Schule nichts von dem mit, was einen Menschen fit fürs Leben macht: Selbstvertrauen und Motivation, fachliches Basiswissen und emotionale Kompetenz.“¹

Zugleich wird von niemandem bestritten, weder in der Kirche noch in der Gesellschaft: Wer die Bildungsbedürfnisse der Kinder im Prioritätenstreit absichert, sichert auch seine eigene Zukunft – oder sichert sie eben nicht. Die Unternehmensberater der Firma McKinsey haben es am 26./27. Oktober 2005 in Berlin als Motto über ihren Bildungskongress gestellt: „Wer an den Kindern spart, wird in Zukunft verarmen.“ „Wir brauchen hier jeden, hoffnungslose Fälle können wir uns nicht erlauben“, sagte Jukka Sarjala, ehemaliger Präsident des finnischen Zentralamtes für Unterrichtswesen. Diese Bildungsphilosophie fasst bündig zusammen, was als Quintessenz auch die Leitfigur vieler evangelischer Schulen ist. „Keiner darf verloren gehen.“

Der Klimagipfel in Kopenhagen, soviel steht jetzt schon fest, wird die in ihn gesetzten Hoffnungen enttäuschen. Viele Teilnehmerstaaten haben ihn bereits zum unverbindlichen Zwischenschritt degradiert. Denn nicht nur die Wirtschaft leistet Widerstand. Nein, auch die große Mehrheit in den Industrieländern, der Volkssouverän mit seinem starken Besitzstandsbedürfnis leistet Widerstand. Unverbindliche Zwischenschritte dort. Forsche Schritte hier. In der vergangenen Woche gingen in Deutschland Schüler und Studenten auf die Barrikaden. Zu Zehntausenden zogen sie am Dienstag durch die Straßen, zogen durch Innenstädte, in Berlin vor das Rote Rathaus, und demonstrierten für bessere Lernbedingungen und gegen Studiengebühren. Mit Trommeln und Trillerpfeifen skandierten Schüler und Studenten in München, Köln, Berlin, Freiburg und vielen anderen deutschen Hochschulstädten: „Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Bildung klaut!“ In Berlin übten Sprechchöre: „Bildung für alle, und zwar umsonst!“ Oder besser noch, weil Studiengebühren erst am Ende des Bildungsweges zu stemmen sind. Warum nicht gleich das Übel der Bildungsungerechtigkeit am Anfang des Bildungsweges, sozusagen an der Wurzel packen. „Bildung für alle, und zwar umsonst!“ okay. Besser noch: „Reiche Eltern für alle!“

„Reiche Eltern für alle!“ Wären alle Eltern reich, hätten alle Kinder Bildungschancen. Da aber nicht alle reich, sondern in wachsender Zahl Eltern arm sind, haben die einen Bildungschancen und die anderen nicht. Das ist ungerecht. Das macht rebellisch. Es ist bekannt: In keinem Land in ganz Europa hängt der Bildungserfolg und damit die berufliche und die gesellschaftliche Startbedingung so sehr vom Einkommen der Eltern ab wie in Deutschland. Unabhängig von ihren individuellen Potenzialen gibt es Bildungsbevorzugte und Bildungsbenachteiligte. Diese Ungerechtigkeit schreit zum Himmel, trommelt, trillerpfeift und skandiert: „Wir sind laut, weil man uns die Bildung klaut.“ Es ist diebischer, gesellschaftlicher Egoismus, der hier klauend am Werke ist. Diese Kritik ist nötig, sie wird auch geliefert. Der Chor ist vielstimmig. Man hört ihn lange schon, auch meine Stimme ist dabei. Bis jetzt noch ohne Stimmermüdung.

Seit über 30 Jahren steht der Cartoon mit den verschiedenen Tieren – sie sollen alle auf den Baum hinauf – für zynische, bildungspolitische Rücksichtslosigkeit. Da stehen sie, der Elefant, der Fisch im Glas, der Affe und der Seehund und werden aufgefordert: „Zum Ziel einer gerechten Auslese: Klettert auf den Baum.“ Und so

¹Joachim Bauer, 2008, S.13

wenig Elefanten und Fische mittlerweile in Baumwipfeln schaukeln, so wenig besuchen heute standardtypische Migrantenjungs und Töchter alleinerziehender Mütter das Gymnasium. Ich muss das statistisch nicht belegen. Das ist Heterogenität. Das ist die Wirklichkeit vor der Selektion. Soll ich mir **diese** Szene vorstellen. Ist dies die Ausgangslage für das Thema, das sie mir gestellt haben: „Bildung braucht Gemeinsamkeit – Bildung braucht Jede.“ Eigentlich wäre es logisch – menschlich gesehen und zugleich ökonomisch gedacht, den bereits vorhandenen Kindern die beste Bildung zu ermöglichen und die vorhandenen Talente zutage zu fördern – als in die Dauerklage über die Nichtgeborenen einzustimmen. Wenn ich es richtig verstanden habe, ist es der **inklusive** Blick, der nicht schaut, wie man am besten sortieren kann, sondern welche Chancen darin liegen, dass nicht alle gleich sind und sie in dieser Ungleichheit beieinander lässt. In dieser Hinsicht hat sich kürzlich Jürgen Zöllner im Netzwerk Bildung sehr weit vorgewagt. „Migranten als Chance“ hieß seine Parole für den Wandel hin zu so ganz anders gestimmter Mentalitäten. Doch davon später mehr.

Hans Traxler hat vor einigen Jahren seinen Klassiker mit den Tieren neu gezeichnet. Und denjenigen, die sich bisher nur an der hübschen Idee freuten, das da ein Elefant und ein Fisch das Klettern lernen sollten, ist die Sache näher auf den Leib gerückt. Da stehen sie nun, wie im richtigen Leben, und bringen ihren familiären Hintergrund mit: der Brillenträger mit dem Geigenkasten neben dem Sportsfreak, mit Seil und Wurfanker gut ausgestattet, das knöchellang verschleierte Mädchen steht neben der übergewichtigen Couchpotatoe und neben dem Skater mit der Baseballkappe hockt der Rollstuhlfahrer. Und wiederum: Der Chancengleichheit wegen: Klettert alle auf den Baum. Der Stachel sitzt immer noch. Offenbar hat sich wenig geändert, im letzten Vierteljahrhundert.

Zu den alten Ungleichheiten sind neue Benachteiligungen hinzugekommen. Solange unser Schulsystem um der angestrebten Homogenität willen wie eine Kombination aus Hackbrett und Presse funktioniert, das unten die Benachteiligten abschneidet und die oben die Hochbegabten deckelt, werden Kinder und Jugendliche zum Rest. Ihre Bildungsgänge haben den Charakter von Verlustgeschäften. Ohne Chance auf Entfaltung ihrer Talente reicht man sie weiter, genauer gesagt, man reicht sie tiefer. Die Abgeschnittenen werden zur gesellschaftlichen Resteverwertung vorzugsweise in Restschulen komprimiert. Die Volksschulen seien „aus ihrer immer noch spürbar verbleibenden Isolierung als Elementar- und Armenschulen zu befreien“, so Paul Kaestner – preußischer Ministerialbeamter schon um 1920.

1920, heute 2009 – Nicht, dass die Appelle wie der von Paul Kaestner unplausibel gewesen wäre. Im Gegenteil, sie leuchten ein. Nichtsdestoweniger verhalten sie, trotz maximaler Präsenz des brennenden Themas in den Gewissen. Deshalb muss die Frage lauten: Gibt es einen Weg aus dieser wissens- und gewissensgefüllten Sackgasse. Es hat offenbar keinen Sinn, die Appelle hochzutreiben auf immer höhere Pathosstufen. Theologisch gesprochen: Hier hilft nicht Gesetzes-, hier hilft nicht Bußpredigt. Die macht bockig. Hier hilft nur motivationale Kraft. Hier hilft nur Evangelium.

Darum nun der zweite Schritt:

III. Meditation

Aus Anlass der Einweihung der Torgauer Schlosskirche am 5. Oktober 1544 hat Luther in knappster Weise formuliert, wie christliches Reden geht, nämlich, Zitat: „...dass nichts anderes darin geschehe, denn dass unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“ Ende des Zitats. „Bildung braucht Gemeinsamkeit – Bildung braucht Jede“ – und wir ergänzen im Horizont der Bildungsgerechtigkeit „Niemand darf verloren gehen“. Für diese formelhaften Sätze liefert Jesus uns die Szene, die alles sagt. Alle drei Evangelien berichten sie. Ich wähle also als Einstieg eine Szene, die bereits alles enthält, das ganze Problem, und das ganze Programm. Denn die Verantwortung für die Kinder berührt einen wunden Punkt im Leben von Kirche und Gesellschaft gleichermaßen.

Als die Kinder auf den Plan traten - genauer: als die Kinder förmlich in das Gesichtsfeld der Erwachsenen gehoben, ihnen aufgedrängt wurden, stieg die Spannung. Die Verfasser der drei ersten Evangelien hielten es für buchenswert. Das gibt zu denken. Als die Kinder auf den Plan traten, machte sich Ungerechtigkeit breit und verdrängte die Kinder. Sie wurden sie abgewehrt, und mit ihnen jene, die sie trugen. So war das. So bleibt es offenbar: Die Klientel färbt ab. Die Geringschätzung der Kleinen macht auch jene klein, die hier ihre Aufgabe sehen. „Sie brachten Kinder zu Jesus. Die Jünger aber fuhren sie an.“ Ich habe mich manchmal gefragt, warum diese kleine Szene nicht literarisch unterdrückt wurde. Denn unrühmlich für die Ordnungskräfte damals in Gestalt der Jünger war der Vorfall schon. Aber offenbar war für die frühe Christenheit in Jesu Reaktion etwas ans Licht gekommen, das maßgeblich sein sollte für die kirchliche Praxis, und zwar ein für allemal. In diesem Zusammenhang ist eine exegetische Beobachtung von Interesse. Für Lukas, dem Verfasser des Evangeliums für die Armen, geht man davon aus, dass mit den Kleinen er die Kleinen, die Geringen meint, die kleinen Leute und ihre kleinen Kinder. Das Prekariat, das von den Hecken und Zäunen hereinzuholen galt, niederschwellig, und vorzugsweise an gedeckte Tische. Denn wer was zu essen hat, hört besser zu, wenn es was zu lernen gibt von Himmreichsgeschichten.

Doch die Jünger fuhren die an, die die Kinder trugen. Dieser Vorfall inmitten seiner Jüngerschar war im Sinne Jesu ein Vorlauf jener heute dringlich erwünschten Umkehrung der Wertepyramide im Bildungswesen. Hier war etwas klarzustellen. Wer an den Kindern spart, wird in Zukunft verarmen. Und diese Sparsamkeit an unseren Kindern meint doch nicht nur Geld, sie meint auch andere Güter, die ihnen vorenthalten werden aus Sprachlosigkeit, Bequemlichkeit und Herzensdürre und purem Egoismus.

Damit hatten die Jünger seinerzeit offenbar nicht gerechnet. Sie wähten sich im Einverständnis mit dem Meister – gestützt vom Common sense und der hieß offenbar: Wenn die Erwachsenenwelt von Grund auf neu zu gestalten ist, dann sind Kinder keine Planungsgröße. Die Jünger wähten sich im Einverständnis mit dem Meister. Das war ihr Fehler. Der nämlich hatte einen Paradigmenwechsel vor Augen, als er die Kinder auf Herzhöhe hob. Ihm schwebte eine Win-Win-Beziehung vor zwischen Kinder- und Erwachsenenwelt. Wenn die deformierte Erwachsenenwelt durch nichts mehr geradezu biegen ist, vermenschlicht uns die Liebe zu den Kindern - vielleicht. Er wollte locken, wollte verführen. Eine Welt, in der es Kindern gut geht, eine solche Welt taugt auch für die Erwachsenen. Wer ein Kind rettet, rettet sich

selbst. Das ist Sinnerfahrung pur, Evangelium eben. Da muss man nicht auf jenseitige Paradiese warten. Die brechen sozusagen formend ein in unsere Gegenwart. Wer sich den Kindern an die Seite stellt, sozusagen ko- konstruierend ihre Schritte mitgeht, der kommt dem Himmel auf Erden näher. Dieser soziale, dieser interaktionale Lernprozess bringt beide weiter - in Kleinkinderschritten, aber immerhin: himmelreichsorientiert.

Das hört sich so leicht an. Das ist unendlich viel komplizierter. Denn die Welt, sie ist nicht so. Und es gibt kein wahres Leben im falschen. Zwar hebt Jesus die Kinder auf Herzhöhe und solidarisiert sich mit denen, die die Kinder trugen. Aber diese Szene ist umstellt von einer Welt, die diese Bewegung nicht mit vollzieht. Die Einordnung dieser Szene in die Tauf liturgie hat sie auch kirchlich, hat sie auch gottesdienstlich entschärft. Der Zorn Jesu über die ausgrenzende Ungerechtigkeit wurde durch idyllischen Kitsch im Stil der Nazarener übermalt. Aber es gab auch andere, zum Beispiel Emil Nolde, der den Kindern, die gesegnet wurden, das Aussehen von Zigeunerkindern gab. Seine Szene dampft vor Ablehnung und Aufruhr. Es wurden nicht nur die Kinder abgedrängt, an den Rand gedrängt, sondern auch jene, die sie trugen.

Jesus hatte immer die Gesamtszene im Blick, hatte sozusagen den systemischen Blick, also immer beide, die die trugen und die, die getragen werden mussten. Der Gelähmte auf seiner Bahre musste durch das Dach gelassen werden. Welch ein Aufwand. Und Lahme am Teich Bethesda, der hatte keinen, der ihn trug. Das war ein armes Schwein, arm dran, wie der Blinde Bartimäus, dem man den Mund verbieten wollte. Es war ein ziemlich heterogenes Ensemble, das uns vor Augen gestellt wird, wenn „unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort.“ Deutlich ist allerdings auch, die Ablehnung, die damals persönlich erfahren wurde, hat inzwischen in vieler Hinsicht die Gestalt struktureller Gewalt angenommen, anonym, aber darum um so wirkungsvoller. Gesellschaftliche Strukturen, Schulstrukturen, Milieustrukturen und verfestigte Mentalitäten. Wer es unternimmt, im Interesse der Gerechtigkeit für Kinder hier gegenanzugehen, der muss sich auf einen Weg gefasst machen, der dem Jesu ähnlich ist. Leidfrei wird man diesen Weg nicht gehen können. Es gibt kein wahres Leben im falschen. Das ist die Einsicht, die politisiert, die ins Handeln führt, das politisch etwas will. Es reicht nicht, die Kinder auf Herzhöhe zu heben. Man muss für sie Verhältnisse schaffen, damit sie auf eigenen Füßen ihren Weg gehen können, nach eigenem Maaß und in je eigener Weise. Zeit zum Aufbrechen also, Zeit zur Aktion.

IV. Aktion

Das Thema der 8. Pädagogischen Konferenz und die die Entscheidung, Bildungs- und Teilhabegerechtigkeit zum Schwerpunktthema der Synode 2010 zu machen, passen hervorragend gut zusammen. Inhaltlich und strategisch könnte man den auf dieser Konferenz keine bessere Perspektive bieten.

Es lässt es die Fachverbände nicht kalt, wenn nationale und internationale Bildungsstudien und regelmäßig von Bund und Ländern vorgelegte Bildungsberichte seit Jahren unverändert den Finger auf die Wunde legen: Im deutschen Bildungssystem gehen nach wie vor viel zu viele verloren! Ich fasse noch einmal zusammen:

- Bildungschancen sind bereits am Anfang höchst ungleich verteilt,
- ohne Chance auf einen angemessenen Ausbildungsplatz verlassen nach wie vor viel zu viele Jugendliche die Schulen,
- für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen und Förderbedarf gibt es zu wenig Gelegenheiten zum gemeinsamen Lernen und Leben mit allen Kindern und Jugendlichen,
- Migration wird eher als Hürde statt Bereicherung in vielen Bildungseinrichtungen verstanden,
- zu viele nehmen nichts mit von dem, was junge Menschen für das Leben stark macht: Selbstvertrauen und Motivation, fachliches Basiswissen und Orientierung.

In dieser Situation geht es um die Glaubwürdigkeit und die Identität auch der evangelischen Kirche, nämlich ob es ihr gelingt, konkret erfahrbar und sichtbar Bildungs- und Teilhabegerechtigkeit herzustellen, und zwar durch die ganze Bandbreite ihrer eigenen Bildungsangebote.

Mein Weg nach Lingen führte mich über Berlin. Nicht weit vom Gendarmenmarkt, wo ich zu arbeiten hatte, nämlich in der Taubenstraße steht, die Fassaden moztartgelb getüncht, das Pfarrhaus Friedrich Schleiermachers. Er hat 1818 in Berlin viel beachtete Predigten über den christlichen Hausstand gehalten. Eine davon widmete er der christlichen Wohltätigkeit. Im Kern beschäftigte er sich mit der Frage, wie Gerechtigkeit herzustellen sei angesichts des Unterschieds der Lebenslagen.

Nüchtern sieht er, dass die Ungleichheit nicht aufzuheben ist zwischen den Menschen. Schaffte man – und sei es nur gedanklich, gleiche Ausgangslagen – und gleiche Startchancen, insbesondere in materieller Hinsicht, würde es sich zeigen, dass nach kurzer Zeit die individuellen Verschiedenheiten wieder hervortreten. Dies anzuerkennen war dem Prediger Schleiermacher kein Problem. Verschiedenheit ist als Individualität eher zu kultivieren und nicht zu egalisieren. Worauf er aus war, war die Hindernisse zu verringern, die dem entgegenstehen, was ihm vorschwebte als **Beziehung gelingender Wechselseitigkeit**. Beziehung gelingender Wechselseitigkeit, was hier bei Schleiermacher etwas altmodisch klingt, heißt heute Teilhabegerechtigkeit.

Aber wie schafft man Teilhabegerechtigkeit bei ungleichen Teilhabevoraussetzungen. Es sind die Starken, zu denen Schleiermacher redet. Das sind jene, in denen er potenzielle Chancengeber sieht. Für Schleiermacher ist die Triebkraft der Schmerz, der jenen umtreibt, der die anderen Glieder liebt und sie dann in hilfloser Lage sieht. Es sind jene, in Schleiermachers Sprache geredet, die in leiblicher und geistiger Hinsicht zurückstehen. Schleiermacher einmal im Originalton: „Gar viele sind es“ so Schleiermacher, „von denen das Gefühl, dass sie in Absicht auf alle Güter des Lebens zu kurz gekommen sind, gar nicht weichen will.“

Schleiermacher allerdings lässt sein Gefühl von den Fakten anrühren und lässt sich von den Fakten ins Nachdenken treiben. Es ist die Liebe und der Schmerz, die Lust und der Frust die ihn bewegen. „Wir machen,“ so analysiert den Antrieb zur Gerechtigkeit, „den göttlichen Segen uns selbst dadurch genießbarer, dass wir das peinliche Gefühl derer lindern, welche an ihrem Teile scheinen verkürzt worden zu

sein.“ Schlicht gesagt: Auch wir in unserer bevorzugten Lage fühlen uns wohler, wenn wir die Benachteiligten mit ins Boot holen. Oder?

Die Liebe, so war seine Meinung, ist das Antriebsmoment, die Härten dieser Ungleichheit zu mildern. Er meinte dies als Aufforderung an die Starken. Entscheidend ist nun allerdings, dass er nicht auf dem Punkt stehen blieb, das Problem sei durch Umverteilung oder eine gerechtere Verteilung der Güter zu lösen. Sondern entscheidend sei es, die Menschen zu befähigen, am Austausch teilzunehmen. Es reicht nicht, ihnen zu geben. Sondern es ist nötig, sie zu befähigen, ihrerseits weitergeben zu können, was sie haben. Ein Stichwort aus dem Epheserbrief liefert Schleiermacher die Pointe. Dort heißt es dem Sinne nach: „Jeder arbeite und schaffe etwas Gutes, auf das er habe, zu geben dem Dürftigen.“ Das heißt im Klartext, das Ziel muss sein, unterschiedslos jeden in den Stand zu setzen, teilnehmen zu können am Austausch. Jeder soll in den Stand gebracht werden, dass er selber geben, selber zum gemeinschaftlichen Leben beitragen kann.

Als Schülerinnen und Schüler einer neu gebildeten Klasse von Hauptschülern zu Beginn des Schuljahres gefragt wurden, was sie denn am besten könnten, war die Antwort: "Wir sind doch hier, weil wir nichts können." Solche Sätze sind Spiegelungen erfahrenen Wertverlustes. Hier sind diejenigen verloren gegangen, die nicht verloren gehen dürfen, wenn es gerecht zugeht in Kirche und Gesellschaft.

Ein Bildungssystem, das wie ein Hackbrett konstruiert ist, mit treffsicher abschneidender Wirkung, brutalisiert Bildungsbiographien. Förderräume werden dann zu Trainingsarenen um Plätze in den oberen Rängen mit der Folge einer Militarisierung von Bildungsprozesse. Der Verweigerung jeweils neuer Chancen zu jeweils neuen Wachstumsphasen, dieser Verhinderung von Liebe stemmen sich die Triebkräfte des Evangeliums entgegen.

Als Antriebskraft gelingender Wechselseitigkeit ist die Liebe unerschöpflich darauf aus, Teilhabe herzustellen, die Ausgegrenzten hereinzuholen, die Verlorenen eben nicht verloren zu geben. So ist sie unterwegs, als Triebkraft der Gerechtigkeit, schon lange, durch die Zeiten, durch die Welten. Ich habe versucht, in drei Schritten einen Denkweg mit Ihnen zu gehen. Doch Gedankenschritte haben vorbereitenden Charakter. Gedankenschritte sind doch nur der abstrakte Vorglanz, von dem, was als Möglichkeit uns allen winkt, nämlich als Chancengeber selbst Gerechtigkeit zu schaffen, an welcher Stelle im Bildungswesen wir auch stehen.

Ich danke Ihnen für die Bereitschaft, mir zuzuhören.

Dr. Jürgen Frank